

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Achtzehntes Stück.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68441](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68441)

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Achtzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1775 hob der König die lästige Hofetiquette auf, daß die gekrönten Häupter mit niemandem, als ihren nächsten Unverwandten an einem Tische speisen durften, und ließ alle Sonnabende einige Herren und Damen vom Hofe mit zum Abendessen im sogenannten kleinen Apartement einladen.

Er bezeigte einmal seinen Beyfall über ein bey der Tafel aufgeführtes Musikstück und setzte hinzu: „es ist aber doch nichts gegen das Quatro in der Operette Lucilie; und dieses fängt so an: wo lebt man glücklicher, als in dem Schooß der Seinen. Die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen waren desto mehr gerührt über diese Artigkeit, weil Ludwig nicht gewohnt war, zu schmeicheln.

Ein alter königlicher Bediente hatte eine Pension von 100 Thaler aus der königlichen Schatzkammer zu beziehen, und konnte immer nichts erhalten. Endlich gieng er den Monarchen selbst deshalb an.

Dieser bezeigte dem Schatzmeister seine Verwunderung darüber, daß nach seiner Angabe Geldmangel an dieser Verzögerung einer so kleinen Zahlung schuld seyn sollte, da doch monatlich 100,000 Livres in die Casse fielen, und ließ sich das Verzeichniß der auf die Schatzkammer angewiesenen Pensionen geben. Da fand er, daß die reichsten Leute 10, 20, 30,000 Livres daraus zogen, ohne sie eben verdient zu haben. Er strich aus, und fand endlich auch den 10jährigen Sohn des Schatzmeisters mit 1000 Livres. Diesem strich er eine Null ab und legte sie jenem alten Bedienten zu.

Ein alter Offizier der bey den unter der vorigen Regierung herrschenden Mäzessen und Günstlingen keinen Zugang gefunden und sich lange fruchtlos um eine Pension beworben hatte, wagte endlich unter dem neuen Monarchen das äußerste, drang in das Zimmer, wo er zu Nacht speisete und rief mit lauter Stimme: Sire! die Umstehenden hießen ihn
S
schweiz

schweigen, (denn man durfte sonst den König niemals ohne Erlaubniß anreden); aber er rief noch lauter — wer kann Hungerssterben, ohne laut zu klagen? **Ludwika** hörte es, winkte ihm freundlich, näher zu kommen, und nun sprach der Greis: „ich bin 70 Jahre alt, habe 50 „davon im Dienst Ihrer Vorfahren ver„braucht, und nun entbehre ich der geringsten Bedürfnisse des Lebens.“ Der Monarch ließ sich seine Bittschrift reichen und Tages darauf wurde der Offizier zu ihm gerufen und empfing Anweisung auf ein Jahrgehalt von 1500 Thaler aus der königlichen Schatoullé mit den Worten: Nun gehen sie zu meinem Cassirer! er wird Sie bezahlen! das erste Jahr ist eben verflossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Gebräuche und Sitten der Hottentotten, der südlichsten Bewohner von Afrika.

(Fortsetzung.)

Die Beforgung des Hauswesens, so wie das Melken der Kühe und Schaafé liegt dem Weibe ob. Am frühen Morgen geht es aus dem Dorfe, begleitet von seinen Kindern, die theils mit laufen, theils von ihm auf den Armen oder dem Rücken getragen werden. Es wandert dann in ein Gehölz oder an den Ufern der Flüsse, um die nöthigen Früchte zu sammeln. Hat es den nöthigen Vorrath bekommen, so kehrt es zum Dorfe zurück,

legt ihn in der Hütte nieder, reibt zwey Stückchen trocknen Holzes so lange an einander bis es Feuer fängt. Dieses Feuer legt es auf einen breiten Stein, der vor jeder Hütte sich befindet und zum Feuerheerde dient, um Fleisch oder Gemüse zu kochen. Ist die Mahlzeit zubereitet, so versammelt es die kleine Familie, wekt den Mann, wenn er nicht die Aufsicht über die Heerde hat, und so speisen sie dann miteinander auf der Erde sitzend.

Die Kleidung der Hottentotten besteht, so wie bey allen wilden Völkern, aus Thierhäuten. Männer und Weiber kleiden sich in Schaaffelle, deren wolligte Seite sie im Sommer auswärts im Winter aber inwärts gefehrt tragen. Weiber bedecken mit der einen Haut, die die Gestalt eines Mantels hat, ihre Schultern, wovon die beyden äußersten Spitzen auf der entblößten Brust sich vereinigen. Mit der andern Haut die bis aufs Knie heruntergeht, bedecken sie den Rücken und Unterleib, um sich gegen die Witterung zu schützen. Zur Zierde tragen sie Armbänder an den Armen, und Ringe an den Füßen, die aus Rohr oder Binsen bestehen, und um zu gefallen, führen sie ein Halsgeschmeide von Muscheln. —

Die Hottentotten bereiten ein Getränk aus einer gewissen Wurzel und Honig, worin sie sich oft so stark berauschen, daß sie gänzlich zu jeder Sache unfähig sind, und kaum haben sie sich von ihrer Sinnlosigkeit erholt, so fangen sie von neuem an zu trinken. Ihr gewöhnliches Getränk besteht

besteht aus einer Mischung von Milch und Wasser. Die Männer trinken die Milch der Kühe, die Weiber Schaafmilch.

Handwerker giebt es bey ihnen nicht; ein jeder macht, was er nöthig hat, selbst. —

Was ihre Religion betrifft, so scheint es nach dem einstimmigen Zeugnisse der Reisenden, welche sie oft besucht haben, daß sie keine Kenntniß von Gott hätten, dem sie Verehrung schuldig wären; doch scheint die Natur ihnen nicht gänzlich allen Begriff von einem höchsten Wesen entzogen zu haben. Vom Beten sollen sie gar keinen Begriff haben. Sie fürchten einige böse Kräfte (Geister), denen sie alles Unglück, was ihnen begegnet, zuschreiben, und die ihrer Meinung nach ein Einverständnis mit den Zauberern haben. Ihr höchstes Glück besteht ihrer Meinung nach in Nichtsthun, und Nichtdenken, daher sie denn natürlich sehr dumm seyn müssen. Ihre Tänze beim Vollmonde sind ein bloßer Gebrauch und zeigen nicht von Gottesverehrung.

Die Ceremonien, deren sie sich bey Erhöhung eines Knaben zum Mannsstande bedienen, um ihn aus der Vormundschaft der Mutter zu befreien und in den Stand der Männer zu versetzen, ist sehr sonderbar. Die Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, bleiben in ihrer Kindheit beständig unter der Aufsicht der Mutter. Es ist ihnen nie erlaubt, in die Gesellschaft der Männer, nicht einmal des Vaters zu gehen, bis sie durch eine feyerliche Ceremonie zum Range der Männer erhoben sind. Dies geschieht gewöhnlich wenn sie 18 Jahr alt sind,

vor welcher Zeit sie auch nicht heyrathen dürfen.

So bald diese Ceremonie soll vorgenommen werden, versammeln sich alle Männer eines Kraals oder Dorfs und setzen sich mit untergeschlagenen Beinen in einem runden Kreise auf die Erde. Der junge Knabe der bestimmt ist mit den Männern auf die Jagd zu gehen, bleibt in einiger Entfernung des Kreises und muß sich daselbst niedersetzen. Während die Gesellschaft so in einem Kreise sitzt, steht einer von ihnen (welches gewöhnlich der Älteste oder Anführer des Kraals ist) auf, und fragt „ob sie es für gut befinden, diesen Knaben zur Gesellschaft und zu der Jagd der Männer zuzulassen?“ Gewöhnlich antwortet man Ja! Dann tritt der Alte, der diese Ceremonie verrichten muß, aus dem Kreise heraus, nähert sich dem Knaben, und hält ungefähr folgende Anrede an ihn:

„Die Männer halten dich für würdig, an ihren Gesellschaften Theil zu nehmen. Es ist also Zeit, daß du deiner Mutter entsagest, und auf jene Vergnügungen und Kleinigkeiten deiner Kindheit Verzicht thust; und wenn du je wieder mit deiner Mutter solltest vertraut umgehen, oder ihre Gesellschaft besuchen, so wirst du wieder Kind, man verbannt dich aus der Gesellschaft der Männer, bis du wieder durch dieselbe Feyerlichkeit bist aufgenommen worden. Alle deine Gedanken Worte und Handlungen, müssen künftig eines Mannes würdig seyn; du mußt tapfer seyn, und durch deinen männlichen Muth dich

„beeid

„beeifern, daß du nicht mehr deiner Mutter gleichest, und keine weibliche Schwachheit mehr bey dir ist.“

Bei dieser Rede macht er verschiedene Bewegungen und Gebehrden, um dem Herzen des Knaben seine Worte tiefer einzuprägen. Ist diese Rede geendigt, so beneht er mit seinem Urin, den Körper des Knaben, und dieser, den man vorher sorgfältig mit Schaafs Fett beschmiert hat, macht mit seinen Nägeln Furchen in dieser Rinde von Fett, damit der Urin hineindringen könne. Dann fügt der Alte noch einen Glückwunsch hinzu.

Diese Feyerlichkeit wird mit einem Mahle geendiget, woben die Eltern des neu gemachten Mannes die ganze Gesellschaft mit einem halbgekochten und halbgebratenen Schaafe bewirthen. Der junge Mann darf nur für diesmal am Ende der Mahlzeit vom übrig gebliebenen sich sättigen, und mit den Männern trinken. Hat er einmal das Recht, in die Gesellschaft der Männer zu gehen, mit ihnen zu essen und zu trinken, und sie treffen ihn an, daß er mit den Weibern umgeht, oder mit ihnen isset und trinket, sey es auch mit seiner eigenen Mutter oder mit seinen Schwestern, so hat er sein eben erhaltenes Vorrecht wieder verloren, man macht ihn lächerlich, schimpft ihn einen Verzagten und Niederträchtigen, und kann nur durch Wiederholung

derselben Feyerlichkeit von dieser Beschimpfung befreuet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hefen (den Gest) lange aufzubewahren.

Nachdem man gebrauet hat, wird der Gest in eine Serviette oder in ein anderes leinenes Tuch gethan, zusammen gebunden, und in einem Gefäß in Asche gelegt, welche man etwas dicke über das Tuch streuet, und wohl zusammen drückt. So läßt man ihn einen Tag oder länger liegen. Die Asche zieht alle Feuchtigkeit in sich, so daß der Gest wie ein dicker Teig wird, den man nachgehends wie kleine Glocken, oben mit einer Öffnung, formt. Diese Glocken setzt man nachher auf ein Brett, damit sie bey gelinder Wärme im Ofen oder sonst trocken; alsdenn zerdrückt man sie, und verwahrt sie in einem Beutel. Wenn man den Gest gebrauchen will, so nimmt man eine Handvoll mehr oder weniger, und löset sie in warmen Bier oder Wasser zum Gebrauch auf. Wenn man also den Gest nach jedem Gebraue verwahrt, so hat man jederzeit einen Überfluß davon zu den Hausbedürfnissen, und auf jede beliebige Art, es sey zum Backen, Brauen oder Brandtweinbrennen.

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Neunzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.

(Fortsetzung.)

Bei der Krönung der französischen Könige pflegte man sonst die Straßen durch welche der Monarch gieng, ganz mit Tapeten zu behängen, so daß alle Fenster bedeckt wurden, und die Einwohner der Häuser nicht heraussehen konnten: aber Ludwig verbot dieses asiatische Gepränge und sprach: „Keine Tapeten; es muß meinem Volke und mir nichts hinderlich seyn, uns zu sehen!“

Als zu Dämpfung des im April 1775 in mehrern Provinzen des Reichs entstandenen Brodt-Tumult strenge Mittel angewandt werden sollten, war er so gerührt über das Unglück des Volks, daß er einmal, beim Hinausgehen aus dem Rathe, mit Thränen im Auge zum Finanzminister Turgot sagte: **Wenigstens haben wir uns nichts vorzuwerfen.** Gleichwohl bewies er damals wahrhaft männliche Standhaftigkeit in der Unterdrückung des Aufruhrs.

Die Königin beschwerte sich einmal über die Frechheit verschiedener gegen sie und ihren Gemahl erschienenen Spott-

lieder: und er antwortete: **Madame lassen sie uns nur Gutes thun, und uns dabey nicht umsehen!**

Bei einem vom Grafen von Artois angestellten Pferderennen, verlor dieser große Summen durch Wetten. Der König bezeugte sein Mißfallen über diese Art zu verschwenden dadurch, daß er, auf das dringende Anhalten des Grafen, mit zu wetten, eine Krone (1 Lthlr.) setzte, da dieser mehrere tausend Louis d'or verspielte. Endlich bemerkte der König unter dem aufgerichteten Zelt nicht weit von sich einen schwarz gekleideten Mann, der mit seiner traurigen Farbe unter den bunten lachenden Hofgestalten wunderbarlich abstach. Er fragte, wer der Mann sey? und dieser sagte: er sey der von den Bettenden berufene Notarius, welcher die Wetten förmlich abfassen und das Protocoll darüber führen müsse. Der Monarch hörte dieses mit einem edlen Erstaunen an und sagte: „Ich hätte in meinem Leben nicht gedacht, daß man einen Notarius brauchte, um

2

11311